

SWR2 Essay

Alles fließt

Zu einem Topos der Geistesgeschichte

Von Johannes Bilstein

Sendung: Montag, 25. Januar 2016

Redaktion: Stephan Krass

Produktion: SWR 2016

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

1. Das Wasser

Das Wasser begleitet die menschliche Geschichte seit ihrem Beginn, und es gehört zum Leben eines jeden von uns vom Anfang bis zum Ende.

Als Grund-Element ist es immer schon da und war es immer schon da.

Wir leben mit ihm, auf ihm und von ihm;
wir wissen auch, dass Vieles, was uns an Lebendigem begegnet: Tiere, Pflanzen und Früchte, zu großen Teilen aus Wasser besteht.

Wir trinken es.

Dass wir zum Überleben zunächst und vor allem anderen Wasser brauchen, dass wir uns darum kümmern, es mit uns führen und es sauber halten müssen – dies gehört zu den selbstverständlichen und geradezu archaisch verankerten Lebenskenntnissen unserer Gattung.

Zugleich jedoch bietet uns das Wasser eines der wichtigsten Außen-Elemente unseres Daseins in der Welt.

Sei es das Meer, seien es die Seen, seien es die fließenden Gewässer, die Flüsse und Bäche – immer treffen wir auf das Wasser als elementares Gegenüber, das wir bewundern und fürchten, nutzen und bekämpfen, das wir einzudämmen und zu lenken versuchen.

Man kann die Geschichte der Menschheit und ihrer Kulturen auch als Geschichte der Wasserkontrolle beschreiben.

Karl August Wittfogel hat das 1938 in seiner „Theorie der orientalischen Gesellschaft“ versucht:

Seiner Meinung nach gibt es einen eigenen Gesellschafts- und Kulturtyp, der sich durch die spezifischen Formen der Wasserbewirtschaftung auszeichnet: durch Deichbauten, Kanalisierungsprojekte, Überflutungsregeln usw.

Und aus den Logiken dieser Wasserbewirtschaftung ergeben sich dann die spezifischen sozialen Strukturen, die Herrschaftsformen und die religiös legitimierte Hierarchien.

Wer die Wasserflüsse bestimmt, der beherrscht das gesellschaftliche Leben.

Die Handhabung und Kontrolle des Wassers und die mit dieser Kontrolle verbundenen Lebens-Logiken wirken – so Wittfogel – in diesen hydraulischen Gesellschaften kulturstiftend.

Zugleich nützlich und vertraut, bedrohlich, verlockend und uns prägend also erscheint uns dieses fremde Element:

wir können und müssen es kontrollieren, wir können es mit Schiffen befahren und in ihm schwimmen, es kann uns wiegen und vorwärtsbringen, es kann uns ertränken und erschlagen, in den Abgrund reißen und unser Hab und Gut zerstören;

je nach Lage ersehnen oder verfluchen, bewundern oder fürchten wir es.

Vielerlei Erfahrungen machen wir als Menschen mit dem Wasser, und diese Erfahrungen sind über die ganze Kulturgeschichte unserer Gattung hinweg immer wieder beschrieben, besungen und aufgezeichnet worden – auch die biblische Schöpfungsgeschichte beginnt ja bei den Wassern, auch Homer beschreibt den Flussgott Okeanos als den Ursprung aller anderen Götter.

Wasser interessiert uns.

Zu den Erfahrungen, die wir mit ihm machen können, gehört vor allem eine: dass es fließt.

Seine Fluktuanz ist das wohl entscheidende Merkmal dieses Elementes, darin unterscheidet es sich von der Erde oder der Luft.

Das Fließen des Wassers, friedlich oder wild, träge oder rasend, oft sanft und doch nur schwer zu beherrschen, hat den Menschen immer wieder als Vor- und Schreckensbild gedient, als Wunsch- und als Alptraum.

Ins Fließen wollen wir kommen, und zugleich ist es das Schlimmste, was uns passieren kann.

Ganz gleich, in welcher Form uns das Wasser begegnet:

als unendliches Meer oder von Ufern gesäumter See, als breit strömender Fluss oder leise plätschernder Bach, als klare Pfütze oder stinkende Lache, als labender Trank oder ertränkende Flut, als gerader Kanal oder gerichteter Strahl:

Ganz gleich, wie uns das Wasser begegnet – immer müssen wir damit rechnen, dass es fließt.

Wasser will sich ausbreiten, es verteilt sich so weit, wie es geht, sammelt sich nur dann, wenn ihm keine anderen Möglichkeiten mehr zur Verfügung stehen.

Nur unter bestimmten, klar benennbaren Bedingungen – wenn es eingedämmt ist, wenn es sich an tiefer Stelle sammelt – nur unter diesen engen Bedingungen bleibt es dort, wo es ist.

Auf Eines immerhin können wir uns verlassen: niemals läuft es den Berg hinauf. Das Wasser folgt der Schwerkraft, seinem Fließen ist eine Art Grund-Richtung vorgegeben: nach unten.

Das Wasser konfrontiert uns so mit einfachen, leicht zu verstehenden Gesetzmäßigkeiten der physischen Natur, denen wir nicht enttrinnen können. Durch bloße Anschauung verstehen wir das, schon als Kinder lernen wir – spielend – diese Gesetzmäßigkeiten anzuwenden.

Daraus ergeben sich Aufgaben.

Wir können und müssen uns um das Wasser kümmern, es bietet uns eine Vielfalt an Möglichkeiten und Anforderungen:

wir können es lenken und umleiten, wir können es stauen oder ihm das Abfließen erleichtern, wir können darin schwimmen und uns auf ihm treiben lassen, mit Schiffen darauf fahren oder in es eintauchen.

Aber wir müssen es auch bezwingen;
wir brauchen Fähren und Brücken, Dämme und Wälle, um seine Kräfte im Zaum zu halten.

Und wir müssen es überwinden, wo es uns als Hindernis entgegen tritt.

In der christlichen Tradition ist dafür der Heilige Christophorus zuständig:

Er trug einst das Jesus-Kind auf seinen Schultern über einen gefährlich aufgewühlten Fluss – und er zerbrach fast bei dieser Aufgabe.

Christopherus bietet eine Art Grund-Figur des mühevollen Transfers, er führt uns in legendärer Ausschmückung vor Augen, wie anstrengend es sein kann, welche großen Kräfte es braucht, Menschen irgendwie über das Wasser zu bringen – und sei es auf den eigenen Schultern.

Überschreiten, hinüberfahren, übersetzen und durchqueren, das ist es, was wir mit dem Wasser machen können und machen müssen;
und die entsprechenden Wörter: „meta-pherein“ im Griechischen und „transferre“ im Lateinischen – beides meint: „hinübertragen“ – diese beiden Wörter sind denn auch früh schon verallgemeinert und symbolisch gebraucht worden.

Auf diese Weise haben noch unsere im Deutschen verwendeten Begriffe „Metapher“ und „Transfer“ einen Imaginationshintergrund, der sie an die Überwindung des Wassers bindet.

Es geht um's Hinübertragen: bei der Metapher wie beim Transfer.

Die Fähre befördert so nicht nur die wirklichen Menschen oder Dinge von der einen auf die andere Seite des Wassers, sie liefert auch ein primäres Bild für alle Versuche, etwas: ein Wissen, eine Erkenntnis, ein Können, vom Einen zum Anderen zu bringen.

Die Fähre bietet sozusagen eine Metapher der Metaphorisierung.

So spielt das Wasser nicht nur in unserem leiblich-alltäglichen Leben eine Rolle, es taucht auch in unseren Imaginationen und in unseren Versuchen, die Welt, den Kosmos zu verstehen, immer wieder und durchaus unterschiedlich auf:
als unendlich-ungegliedertes Grundelement allen Seins zum Beispiel, aus dem alles entsteht und auf dem alles beruht – so bei dem griechischen Philosophen Thales von Milet im 6. Jahrhundert vor Christus.

Dem wird schon früh nachgesagt, dass er das Wasser für den Ursprung aller Dinge und aller Welten genommen habe.

„Thales aus Milet, einer der sieben Weisen, ... behauptete, Ursprung und Ende des Alls sei das Wasser;

denn aus Wasser, sei es in festem, sei es in flüssigem Zustande, bestehe das Universum, und dieses schwebe auf dem Wasser; ... alles sei in der Schweben und im Flusse.“

So Hippolyt von Rom im ersten Jahrhundert nach Christus über rund 700 Jahre älteren Thales.

Alles sei in der Schweben und im Flusse:

Was Thales am Wasser beobachtet: dass es fließt, überträgt er auf das Leben und die ganze Natur, auf den Kosmos – auf alles.

Unsere alltäglichen Erfahrungen mit dem Wasser taugen offensichtlich schon seit langem dazu, bis auf die Ebene kosmologischer Welterklärung verallgemeinert und absolutiert zu werden.

Wasser bietet uns eine Art Grund-Symbolik an, wenn wir uns über unser Leben und über den Zustand der Welt verständigen wollen:

wir finden dort Basis-Metaphern für menschliche Selbstthematization, wir können uns unser Leben verständlicher machen, indem wir über das Wasser reden.

Das Meer oder ein See, ein Fluss oder ein Bach:

solche Ansammlungen von Wasser, seien sie nun ruhig oder bewegt, bieten uns Bilder und Symbole für unser Verhältnis zur Welt und für unser Verständnis vom eigenen Dasein.

Aber mehr noch:

Das Wasser kann auch ganz in das Innere der Seele hereingeholt werden und uns helfen, unser Seelenleben besser zu begreifen.

Der See, ruhig oder aufgewühlt, freundlich glitzernd oder bedrohlich düster, bietet uns einen Spiegel des eigenen Inneren, dient uns als Bild zur Umschreibung eigener Gemütszustände.

Das Meer liefert uns eine Fülle an Gleichnissen und Metaphern für unser Selbst und die Welt: wild tobend oder träge gleißend, verschlingens-gierig oder von rasender Angriffslust;

es bildet unsere Gemütszustände ab und liefert Grund-Imaginationen für unsere Arbeit an uns selbst und an der Natur.

Bilder für Ich und Welt also bietet das Wasser – und diese Bilder enthalten immer auch Wertungen und Normierungen.

So wird zum Beispiel der Schiffbruch zu einer fundamentalen Metapher für menschliches Scheitern, zu einem existenziellen Bild des Versagens angesichts der Übermacht der allseits fließenden Naturkräfte.

Das Gleichnis vom Schiffbruch wird verallgemeinert, psychologisiert, moralisiert und politisiert – immer geht es darum, dass man deutlich und eindeutig verfolgen kann, wie alle festen und stabilen Gerätschaften, Bauwerke oder Konstruktionen unter dem Ansturm des fließenden Elements zerbrechen und untergehen.

Hans Blumenberg hat in seinem Buch über „Schiffbruch mit Zuschauer“ den bei Lukrez im 1. Jahrhundert vor Christus beginnenden Weg dieses Bildes durch die Jahrhunderte nachgezeichnet.

Ihre Logik gewinnt die Schiffbruchs-Metapher aus der Abgrenzung von Flüssigem und Festem:

Jede Seefahrt erscheint vor diesem Hintergrund als Grenzverletzung, als existenziell riskantes Überschreiten einer eigentlich unverrückbar festen Unterteilung.

Wer dann vom Lande aus zusieht, wie sich draußen auf dem Meer ein Schiffbruch ereignet, der mag schauern und bangen – vor allem aber erlebt er das Wohlbefinden dessen, der sich sicher ist, dass ihm auf festem Boden so etwas nicht passieren kann.

Die Schiffbruchs-Metapher – das zeichnet Blumenberg nach – lebt von den Imaginationen all der Gefahren, die vom fließenden Element ausgehen und von den Illusionen, diesen Gefahren entgehen zu können.

Freilich:

Illusionen sind das schon.

Denn:

Auch dem Zuschauer kann Schlimmes geschehen: er kann seine Position verlieren.

Allzu leicht gerät auch er in den Schiffbruch hinein, verliert er den festen Boden unter seinen Füßen, wird auch er in das allgemeine Fließen hineingerissen.

Je unsicherer und unvorhersehbarer die Verhältnisse werden, umso eher erkennen wir, dass es das sichere Land, von dem aus man mit schaurigem Behagen den Schiffbruch beobachten und vielleicht sogar ästhetisiert genießen kann – dass es diese sichere Position gar nicht gibt.

Zum Beleg führt Blumenberg hier u.a. Jacob Burckhardt an, der sein Zeitalter 1871 als von Revolutionen erschüttertes, Provisorisches erkennt.

Burckhardt wörtlich:

„Wir möchten die Welle kennen, auf welcher wir im Ozean treiben, allein wir sind diese Welle selbst.“

Und an anderer Stelle:

„Sobald wir unserer Lage bewusst werden, befinden wir uns auf einem mehr oder weniger gebrechlichen Schiff, welches auf einer von Millionen Wogen dahintreibt. Man könnte aber auch sagen: Diese Woge sind wir ja zum Teil selbst.“

Der Schrecken, ins Fließen zu geraten, wird hier auf einer geradezu geschichtsphilosophischen Ebene formuliert, er konkretisiert das vage Unbehagen an einer Kultur, welche keinerlei feste Bezugspunkte, keinen stabilen Grund mehr kennt.

Dass alles fließt – das ist hier zu einer kulturkritisch getönten Schreckens-Nachricht geworden: Wir alle sind im Schiffbruch.

Nun macht es durchaus einen Unterschied, ob man aufs Meer, auf einen See oder auf einen Fluss schaut.

Zwar hat man es immer mit Wasser zu tun, nirgends jedoch bekommt man den unaufhörlichen und unumgänglichen Wandel aller Dinge des Lebens so deutlich vor Augen gestellt wie an einem Fluss.

Hier finden wir die Möglichkeit, uns über die alltägliche Lebenserfahrung des Vergehens und der unablässigen Veränderung aller Dinge Gedanken zu machen.

Denn so ein Fluss – der definiert sich geradezu dadurch, dass in ihm das Wasser niemals aufhört zu fließen.

Man kann hineinsteigen und wieder herausklettern, man kann ihn beobachten und das Wasser vorbeifließen lassen.

Es ist der griechische Philosoph Heraklit im 5. Jahrhundert vor Christus, bei dem das – knapp 100 Jahre nach Thales – zum Thema wird.

Heraklit nimmt das Wasser, genauer: das Fließen des Flusses, als Grund-Symbol für die menschliche Befindlichkeit in der Welt.

Man sitzt am Ufer, schaut auf den Fluss, der sieht immer gleich aus, verwandelt sich aber stetig.

In keinem Augenblick ist der Wasserstrom, der da vorüberfließt, der gleiche wie vorher, alles ändert sich.

Heraklit wörtlich:

„Steigen wir hinein in die gleichen Ströme, fließt andres und andres Wasser herzu.“

Es geht also um jene paradoxe Erfahrung, die wir als Menschen immer wieder machen: dass uns das Leben und seine Ereignisse so oft ganz vertraut und irgendwie immer gleichlaufend vorkommen und dass doch zugleich die Zeit unaufhaltsam fortschreitet.

Heraklit in einem anderen Fragment:

„In die gleichen Ströme steigen wir und steigen wir nicht;
wir sind es und sind es nicht“

Dabei kann man, da es sich um eine paradoxe Erfahrung handelt, den Akzent durchaus unterschiedlich legen:
auf die Gleichheit der Erfahrung oder auf die Unvergleichlichkeit des immer wieder Neuen.

Man kann die unverzagte Einförmigkeit des Wasserflusses betonen oder den genauso unverzagten und dauernden Wandel.

Heraklit freilich ist im Laufe der Philosophiegeschichte vor allem mit dem einen Akzent rezipiert und zitiert worden:

Dass uns der Fluss die endlose Veränderung vor Augen führe:

„Es ist unmöglich, - so wird er zitiert – Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen.“

Mit dieser Position gelangt Heraklit in die Geschichte der abendländischen Philosophie: sein Denken wird als beginnend beim Wandel und bei der Veränderung begriffen.

Letztlich ist es Platon, der das in seinem Kratylos-Dialog aus dem vierten Jahrhundert vor Christus festhält und in die europäische Diskurs-Tradition einschreibt:

Platon wörtlich:

„Herakleitos sagt doch, dass alles davongeht und nichts bleibt, und indem er alles Seiende einem strömenden Flusse vergleicht, sagt er, man können nicht zweimal in denselben Fluss steigen.“

So Platon.

Von nun an wird dieser Leitsatz: „Alles fließt“, „pantha rei“, fest dem Heraklit zugeschrieben.

Und diese zugleich naturphilosophische und geschichtsphilosophische These findet ihre prominenteste Verbildlichung im Fluss: darin, dass man niemals zweimal in denselben Fluss steigt.

Werner Stegmaier hat die Philosophie der Fluktuanz detailliert nachgezeichnet.

Dabei ist gerade die Paradoxie dieser Metaphorik das besonders Erhellende: Immerhin ist es ja doch der gleiche Fluss, der da fließt, als geographische Einheit ist er unbezweifelbar – und doch fließt er und verändert er sich unablässig: er ist flüssig und einheitlich zugleich.

So ruhig er auch dahinziehen mag – er bleibt doch nie derselbe.
Und so wild er auch daherstürmen mag – er bleibt doch der gleiche Fluss.

Der Akzent freilich bleibt auch hier auf der einen Seite der Paradoxie:

Dass nichts bleibt.

Dies ist nun die Essenz des Heraklit'schen Fluss-Vergleichs.

Und seitdem bleibt dieses Wissen: dass alles fließt, und dass das fließende Wasser dem Menschen ein Bild seiner selbst bietet, in der europäischen Denkgeschichte stetig präsent.

Ein Beispiel für viele bietet Ovid:

Zu Beginn unserer Zeitrechnung versucht er in seinem Buch von den Metamorphosen, die Entstehung und Geschichte der Welt als Geschichte von Verwandlungen zu erzählen.

Alles was ist, ist aus Verwandlungen, aus Metamorphosen, entstanden, und da ist für ihn die Fluss-Metapher nahezu unumgänglich.

Im fünfzehnten, dem letzten Buch der Metamorphosen zieht Ovid eine Art Resümee: noch einmal betont er, dass sich alles immer ändert:

„Omnia mutantur, nihil interit: Alles wandelt sich, nichts vergeht“.

Das ist für ihn der Kern seiner Betrachtung der Geschichte: Alles, das ganze Leben und die ganze Geschichte ist in stetiger Wandlung begriffen, und dabei geht nichts verloren. Gerade die Kontinuität: dass nichts vergeht, ist es, die den Wandel ermöglicht.

Diese Paradoxie von Gleichförmigkeit und Veränderung bezieht er vor allem auf Eines: auf die menschliche Seele:

Ovid:

„Wie das schmiegsame Wachs sich formt zu neuen Gebilden
So nicht bleibt, wie es war, die gleiche Gestalt nicht behält, und
doch das selbe verbleibt,

so lehre ich, ist auch die Seele

Immer die selbe, doch wandert sie stets in neue Gestalten.“

Alles verändert sich, nichts vergeht:

In dieser Formulierung steckt das Grundgesetz der Ovid'schen Geschichtsphilosophie.

Damit kann er – durchaus mit zeitpolitischen Ambitionen – zugleich die Kontinuität der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse betonen: nichts vergeht – und die Unausweichlichkeit der Veränderung herausstellen.

Das Neue – auch neue politische Strukturen, auch neue Herrschaftsformen – gewinnt seine Legitimität von der Herkunft aus dem Alten – denn nichts vergeht ja. Und zugleich begründet sich die Erneuerung aus den ewigen Gesetzen der Geschichte: Alles verändert sich.

Ovid versucht diese Zentral-These in den Metamorphosen in immer neuen Beispielen aus der Mythologie zu belegen, und zur Illustration taugt ihm da kaum ein Bild so gut wie das des Wassers und des Flusses.

Noch einmal Ovid im letzten Buch der Metamorphosen:

„Cuncta fluunt, omnisque vagans formatur imago.

Alles fließt, es bildet sich wechselnd jede Erscheinung.
Selbst die Zeit, auch sie entgleitet in steter Bewegung –
Gleich wie der Fluß. Denn es kann der Fluß nicht stehn, und nicht stehn die
flüchtige Stunde. Und wie von der Welle die Welle gejagt wird
wie, von der kommenden selbst gedrängt, sie die vorige drängt, so
flieht und verfolgt zugleich auch die Zeit, und doch ist sie immer neu...“

Alles fließt – cuncta fluunt.

Genau so wie der Fluss nicht aufhören kann zu strömen, so kann auch die Zeit nicht stillstehen.

Jeder Augenblick wird vom nächsten verdrängt, so wie jede Welle von der nächsten gejagt wird.

Das dem Heraklit zugesprochene „panta rhei“ wird zum „cuncta fluunt“ übersetzt und fungiert als eine die Weltinterpretation grundlegende Daseins-Metapher, die zugleich die schon im Titel – Metamorphosen – formulierte These des ganzen Werkes belegt:

Alles fließt.

Und das heißt dann auch: alles verändert sich unablässig, nur über Verwandlungen, Metamorphosen, kann man den Lauf der Welt verstehen und deuten.

Ovid liefert mit seinem „cuncta fluunt“ so noch einmal eine Ausgangs-Formulierung, welche die Fluss-Metapher für die europäische Geistesgeschichte präsent hält und sie auf das Engste verbindet mit der Thematisierung von Zeiterleben und der Dialektik von Sein und Werden.

Unter der Chiffre „Alles fließt“ werden Spannungen und Ambivalenzen verhandelbar, die das Erleben der einzelnen Menschen prägen und die in jedem Weltdeutungsmuster – sei es alltagssprachlich, religiös, philosophisch oder politisch – thematisiert werden müssen: die Paradoxien von Einheit und Verschiedenheit, von Augenblick und Dauer, von Stabilität und Wandel, von Kontinuität und Erneuerung.

2. Alles fließe von selbst

Dass sich alles immer ändert, dass nichts gleich bleibt – und dass wir doch versuchen müssen, irgendwie einen Halt in diesem Wandel zu finden: das ist nicht zuletzt auch ein Thema der Pädagogik.

Zu den Ausgangsbedingungen erzieherischen Handelns gehört es, dass Erzieher sich – einerseits – ständig mit Metamorphosen konfrontiert sehen: die Kleinen wachsen heran, verändern sich ohne das Zutun irgendeines Erwachsenen.

Andererseits aber gehört es auch zu den Basisbedingungen aller Erziehung, dass sie Metamorphosen anstrebt:

wer erzieht, will die ihm Anvertrauten verändern:

er will sie zu klügeren, fähigeren, gesitteteren oder schlicht besseren Menschen machen.

Und gerade im pädagogischen Handeln mit kleinen Kindern liegt es da nahe, kräftig einzugreifen, zur Not auch mit etwas Gewalt nachzuhelfen.

Schließlich will man ja das Beste!

Dies ist schon zu Beginn der Geschichte pädagogischer Theoriebildung heftig kritisiert worden:

Bereits Sokrates, das Urbild aller Erzieher, hat immer wieder betont, dass er eigentlich gar nicht eingreife, dass er nur hervorbringe, was schon in den Heranwachsenden vorhanden sei – dass er niemandes Erzieher sein könne und wolle.

Dennoch, bei aller Bescheidenheit:
das Problem bleibt:

Die Jüngeren, nachwachsenden, wissen weniger und können Vieles noch nicht.

Man – und das heißt:

die ältere Generation, muss Ihnen Vieles erst noch beibringen, muss sie auch an Vielem hindern, wovon man weiß, dass es ihnen auf die lange Sicht schaden würde. Und man weiß das, weil man älter, erfahrener ist und den Lauf der Welt vermeintlich besser überblicken kann.

Das konstitutionelle Übergewicht der Erziehenden über die Kinder oder Jugendlichen legt es nahe, den Fluss der Zeit und der Ereignisse robust, vielleicht sogar gewaltsam zu lenken.

Vielleicht muss man die Jüngeren zu ihrem Glück ja auch allererst zwingen!

Problematisch erscheint ein solcher pädagogischer Voluntarismus einerseits aus ethischen Gründen:

es ist durchaus fraglich, ob er sich legitimieren lässt, ob wir zu solch herrisch-eingreifendem Handeln überhaupt das Recht haben.

Immanuel Kant hat sich mit dieser Frage intensiv auseinandergesetzt.

Andererseits jedoch gibt es auch pragmatische Einwände:

Gerade im Bereich des Einflusses auf Menschen sind die Effekte letztlich unkalkulierbar. Immer schon weiß die Pädagogik, dass allzu heftiges Eingreifen andere, geradezu gegenteilige Ergebnisse nach sich ziehen kann.

Immer jedenfalls muss man das Vergehen der Zeit ins eigene Handeln einkalkulieren und angesichts des unaufhaltsam fließenden Lebens eine feine Balance anstreben zwischen Verhüten, Unterstützen und Gegenwirken.

Dies freilich ist leichter gesagt als getan.

Wann genau man eingreifen, verhüten, unterstützen oder gegenwirken soll – das kann man nicht mit letzter Sicherheit bestimmen;

da ist man, da sind alle Erziehenden, auf Sensibilität, kluges Abwägen und reflektierte Erfahrung angewiesen.

Denn, um es noch einmal zu wiederholen:

Man muss eingreifen, weiß aber nicht, ob man das Recht dazu hat und kann auch nicht absehen, was dabei herauskommt.

Erziehung erscheint vor diesem Hintergrund als ein wahrhaft widersprüchliches Unternehmen.

Einer der großen europäischen Pädagogen, der diese Paradoxie zu seinem Problem machte, war der Böhme Jan Amos Komensky (1591-1670), der sich selbst latinisiert Comenius nannte.

Er lebte in einer dramatischen und kriegerischen Epoche: im Dreißigjährigen Krieg mit all den religiös legitimierten Kämpfen und Grausamkeiten und versuchte in diesen schlimmen Zeiten, seine Gemeinde, der er als Bischof vorstand, irgendwie durch die politischen und moralischen Gefahren, Wirren und Nöte zu steuern.

Neben den theologischen und philosophischen Reflexionen, die er zeit seines Lebens betrieb, beschäftigte er sich vor allem mit Neu-Entwürfen eines Erziehungswesens, das auf die Bedingungen eines christlich, evangelisch und zeitgenössisch ausgerichteten Bürgertums zugeschnitten sein sollte.

Deshalb wollte er – so wörtlich – „alle alles lehren“, deshalb wollte er – immerhin: im 17. Jahrhundert! – Mädchen und Jungen gleichermaßen in die Kenntnisse der Welt und der Weltverhältnisse einführen.

So entwarf er ein umfassendes pädagogisches Programm, das sich zugleich der erzieherisch-didaktischen Erneuerung und der Neu-Fundierung von christlichen Weltdeutungsmustern verschrieb, die heftig ins Wanken geraten waren – ein Programm, das ihm europaweite Aufmerksamkeit bescherte und dessen Verwirklichungsversuche ihn nach England, Schweden und in die Niederlande führten.

Comenius, das ist ein tief gläubiger Erziehungsreformer, der sich zugleich auf die zeitgenössische Aufklärung mit ihren naturwissenschaftlichen Welterklärungen und auf eine fundamental fromme christlich-evangelische Spiritualität stützt.

Dieser sanft-gläubige Erziehungsreformer lässt seit 1648, seit dem Ende des Großen Krieges also, in seinen zahlreichen und europaweit rezipierten Büchern immer wieder ein Emblem abdrucken, eine Art Motto also, das – in insgesamt sechs, leicht voneinander abweichenden Varianten – aus einem Sinnspruch und einer Abbildung besteht.

Man muss sich das wie ein persönliches Wappen vorstellen, das in der Mitte ein Bild und darum herum einen Leitsatz zeigt.

Zu sehen ist in einem entweder kreisförmigen oder ovalen Rahmen eine Landschaft mit Bergen und Wäldern, einem Fluss und Pflanzen, darüber der Himmel mit Sonne und Mond, mit Wolken und Regen:

eine in grober Holzstich-Manier gezeichnete Ideal-Landschaft, die offensichtlich alle Erscheinungsformen der Natur und alle Eventualitäten des Lebens abbilden will.

Die Varianten ergeben sich aus den unterschiedlichen Akzentuierungen der Landschaft: da gibt es verschiedene Wettersituationen, da ist auch die Sonne verschieden dargestellt. Immer aber geht es darum, alles zu zeigen, was die natürliche Welt ausmacht.

Und um diese Ideal-Landschaft herum ist dann immer der gleiche lateinische Sinnspruch zu lesen, der die Zeichnung zugleich umkränzt, umrahmt und begrenzt.

Da steht:

„Omnia sponte fluant, absit violentia rebus“

„Alles fließe, wie es will, Gewalt sei den Dingen fern“,

Comenius hat diesen Satz auch in seinen theoretischen Schriften mehrfach zu begründen und zu erläutern versucht, und immer wieder hat er ihn in einen explizit pädagogischen Kontext gestellt.

Gerade dann, wenn es um den Umgang mit der jüngeren Generation geht, soll sich alles von selbst ergeben, soll man sich vor gewaltsamen Eingriffen hüten.

Damit wird eine ausdrückliche Verbindung geschaffen zwischen Gewaltfreiheit einerseits – „absit violentia“ – und einer pädagogischen Grundhaltung andererseits, die den Entwicklungen der Natur – auch der inneren Natur der Kinder – nachgehen, deren eigene Entwicklungsrichtungen und Verwandlungsperspektiven nicht behindern oder gar bekämpfen will.

Sie: die Regungen der Natur, letztlich auch: die Kinder, sollen vielmehr ihrem eigenen, spontanen Wollen überlassen werden: omnia sponte fluant, alles fließe, wie es will.

Das gilt für's ganze Leben, das gilt für alle Erziehung, das gilt auch für die Lehre und für die Didaktik.

In einem Brief an Peter Cobovius von 1648 erläutert Comenius sein Motto etwas genauer.

Der Unterricht, den er verbessern will, soll in seinen Augen idealerweise wie ein perpetuum mobile laufen: eine spontane, sich selbst bewegende und aus sich selbst heraus laufende Maschine, die keinen äußeren Antrieb braucht.

Comenius vertraut da ganz auf das Wirken des allmächtigen Gottes, der alles: die Natur wie die Menschen, so eingerichtet hat, dass es weiterer Eingriffe kaum bedarf; dass es vielmehr genügt, dem spontanen Wollen der Natur, dem fließenden Lauf des gottgewollten Voranschreitens alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

Comenius wörtlich:

„Wenn es uns bei unseren Bemühungen um die Didaktik nicht gelungen sein sollte, dass wir die Dornen aus dem Weg der Studien entfernt und die Hindernisse beseitigt haben, sodass bei der Tätigkeit des Lehrens alles von selbst fließt und keine Gewalt mehr in den Dingen ist ...dann würde ich meinen, überhaupt nichts geleistet und alle Mühe umsonst vergeudet zu haben.“

So wünscht er sich dass:

dass alles von selbst fließt und dass keine Gewalt mehr in den Dingen ist.

Für Comenius sind also alle pädagogischen Anstrengungen dann vergeblich, wenn der natürliche, gottgewollte Fluss der Ereignisse, der Entwicklung und des Lernens irgendwie aufgehalten oder fehlgeleitet wird.

Denn dieser gottgewollte Fluss der Ereignisse ist gut und heilsbringend – da ist sich der fromme Comenius seiner Sache sehr sicher.

Und auch all das, was da im Kind, im Jugendlichen, in den Menschen fließen will: alle Antriebe, alles Wollen, alle Entwicklungstendenzen, sind gottgewollt, letztlich: gut.

Alles fließe wie es will, *Omnia sponte fluant* – in diesem Leitspruch drückt sich so ein optimistisches, positives Menschenbild aus, das von einem grundsätzlichen Reichtum der menschlichen Anlagen ausgeht: Schließlich kommen sie ja auch alle von Gott.

Dieses Emblem mit Spruch und Bild – Comenius selbst spricht von einem „symbolum“ – ist für ihn mehr als nur irgendein Logo: es präsentiert vielmehr eine gemalte Weisheit („*sapientia picta*“), „...die etwas Geistiges sinnlich wahrnehmbar darstellt.“

Dieses Lebensmotto hat für ihn zugleich pädagogische, didaktische, philosophische und theologische Bedeutung, in ihm kondensiert sich ein umfassendes Weltdeutungsmuster.

Es formuliert nicht nur eine praktische Anweisung für pädagogisches Handeln, sondern ein umfassendes Glaubensbekenntnis, das letztlich in einer eigenen Kosmologie begründet ist.

Die Symbolik dieses Sinnspruches „*omnia sponte fluant*“ läuft letztlich darauf hinaus, dass für Comenius die ursprüngliche Spontaneität und Gewaltlosigkeit der Schöpfung am Anfang allen Lebens steht: *absit violentia rebus*.

Dieser spontane eigene Wille von allem, was geschaffen ist, muss stets berücksichtigt werden – auch und nicht zuletzt bei allen didaktischen und pädagogischen Intentionen.

Die von Gott geschaffene Natur weiß selbst, was sie will – und dafür: Für dieses der Natur und den Dingen eingeborene Wissen steht das Wasser. Es weiß wohin es will, sein Fließen macht die göttliche Weltordnung und die von Gott eingerichtete Logik des Kosmos anschaulich.

Comenius wörtlich:

„Damit auch die Methode den Lernerwecker wecke, muss sie ... eine natürliche sein. Denn alles was natürlich ist, geht von selbst voran.“

Das Wasser muss man nicht zwingen, einen Abhang hinunter zu fließen.

Man entferne nur den Damm oder was es sonst zurückhält, und alsbald wird man es fließen sehen.“

Lernen muss also so organisiert werden, dass der natürliche Fluss der Erkenntnis nicht gehemmt wird.

Comenius will den Schülern

„... das Verständnis der Dinge erschließen, sodass daraus wie aus einer lebendigen Quelle Bächlein hervorsprudeln und wie aus den Knospen der Bäume Blätter, Blüten und Früchte hervorbrechen...“

Dass alles wie von selbst fließt – dieser Wahlspruch bezieht sich bei Comenius also sowohl auf den Lauf der Welt als auf die Organisation des Lernens.

Auch da, in seiner Theorie des Lehrens, benennt er das wichtigste Ziel mit genau diesem Motto:

Seine Didaktik soll „Erreichen, dass alles von selbst fließt“,
„Ut omnia sponte fluant, efficere“.

Nun ist das zu Comenius Zeiten ganz und gar nicht abenteuerlich oder von unerhörter Neuheit.

Vielmehr folgt er sowohl mit seinem Emblem als auch mit der spezifischen Wasser-Symbolik dieses Emblems durchaus zeitgenössischen Trends.

Zu seiner Zeit ist die Emblemik seit ungefähr 100 Jahren in intellektuellen Zirkeln überaus beliebt;
seit dem Emblematum liber des Andreas Alciatus von 1550 ist diese Mode auch im mitteleuropäischen Sprachraum bekannt und beliebt.

Wer immer etwas auf sich hält, trägt und verbreitet ein eigenes Emblem, das sowohl zur intellektuellen Identifizierung dient als auch die ideologischen und mentalitären Zugehörigkeiten seines Trägers anzeigt.

Es gibt zum Teil sehr aufwändig hergestellte Emblembücher.

Darin werden große Sammlungen von Sinnsprüchen (lemma oder inscriptio) präsentiert, die jeweils durch einen Holzstich (icon oder pictura) und einen erläuternden Text (epigramm oder subscriptio) in einen Bedeutungszusammenhang gesetzt werden – genauso, wie das im Emblem des Comenius auch der Fall ist.

Die thematische Breite der Emblemata ist dabei außerordentlich groß – letztlich sind es alle menschlichen Lebensformen, Erfahrungen und Lebensäußerungen, die emblematisch behandelt werden.

Man findet dort alles:

Alle Naturerscheinungen, alle Handlungsbereiche des menschlichen Lebens, alle Gegenstände menschlichen, politischen oder sozialen Handelns.

Letztlich kann da jeder für fast alle Eventualitäten des Lebens und für alle nur denkbaren Mentalitäten sein Wappen-Motto finden.

Arthur Henkel und Albrecht Schöne haben bereits 1967 eine umfassende Sammlung dieser Motti vorgelegt.

Diese oft prächtigen Emblembücher sind in ganz Europa recht populär – sie fungieren als Kataloge von Weltweisheiten, die zu möglichst knappen und prägnanten Sinnsprüchen geronnen sind und in möglichst treffenden Zeichnungen verbildlicht werden.

Und das Fließen des Wassers spielt hier tatsächlich eine wichtige Rolle: immer wieder wird es als Sinnbild aufgegriffen – insbesondere dann, wenn es um den rechten Umgang mit der Zeit geht.

Ein Beispiel:

Im Emblembuch des Sebastián de Covarrubias, erstmals 1610 in Madrid erschienen, gibt es das Emblem Nr. 9.

Das zeigt einen Fluss, einen erkennbar sehr eiligen Reiter und Ruinen.

Neben der offensichtlich auf Ovid rekurrierenden *inscriptio*: „*cuncta fluunt*“, „Alles fließt“, erläutert die spanische *subscriptio* den genaueren Kontext:

„Es gibt kein Ding unter dem Monde, das ewig, fest, dauerhaft und beständig wäre...“

Alles stirbt den sicheren Tod, und das tiefe Meer stürzt in eins zusammen, ohne dass uns die Güter dieses vergänglichen Daseins eine Spur von Erinnerung hinterlassen.“

Alles fließt:

Auch hier also steht der im Bild dargestellte Fluss in direktem Zusammenhang mit dem aus Ovid entlehnten Motto.

Die Bebilderungen der didaktischen Werke des Comenius müssen also immer auch vor dem Hintergrund dieser zeitgenössischen Emblem-Mode verstanden werden.

Aber es gibt einen Unterschied:

Dem „*Cuncta fluunt*“ des Covarrubias-Emblems liegt ein ganz anderer Gestus zugrunde als dem Sinnspruch des Comenius:

Bei dem Spanier wird eine schlichte, auf Lebensweisheit rekurrierende These aufgestellt – eben: dass alles fließt.

Comenius dagegen spricht einen Wunsch aus, formuliert eine Forderung: dass alles fließen möge.

Und er verleiht auf diese Weise seinem Emblem einen eher programmatischen wenn nicht gar utopischen Charakter.

Sein Denken bewegt sich im Rahmen eines frommen, theologisch fundierten, keineswegs utilitaristischen Realismus:

er ist nicht an Nützlichkeit orientiert, sondern an einer von Gott geschaffenen und vorgegebenen Ordnung, die der Mensch realistisch wahrzunehmen und der er zu folgen hat.

Der göttliche Wille und die göttliche Vernunft haben alles geregelt – den Menschen bleibt da nur, all dies, was Gott geschaffen hat, in seiner eigenen Ordnung zu respektieren:
es soll fließen, wie es will.

Omnia sponte fluant.

Das Wasser und sein Fließen liefern dem Comenius so Symbole und Beispiele für das Wirken friedlicher und reinigender Kräfte, vor allem jedoch für den Eigenwillen und die Eigenlogik eben jener gottgeschaffenen Natur, die auch der Pädagoge grundsätzlich zu respektieren hat, die er sich aber auch zunutze machen kann.

Das: Der Respekt für das Fluidum, bezieht sich auf die Menschen, das bezieht sich auf die Natur und die Dinge.

In allen wirkt der göttliche Wille, eine jenseitige Energie, und den Weg zum Heil finden wir Menschen nur, wenn wir dieses ursprüngliche Wollen achten.

Alles fließe, wie es will, Gewalt sei den Dingen fern:
Omnia sponte fluant, absit violentia rebus.

3. Das geballte Wasser

Dass wir uns in einer Welt bewegen, die ständig im Fluss ist:
dieses Wissen erstreckt sich bald auch auf unsere Mittel, eben jene Welt zu bewältigen.

All die Instrumente, mit denen wir uns unsere Welt verständlich machen:
die Glaubenssätze und Dogmen, die scheinbar festen logischen Verbindungen und die vermeintlich genauen Begriffe – all diese Instrumente verschieben und ändern sich stetig, man kann sich gar nicht selbstverständlich und sicher auf sie verlassen.

Was früher noch als Wille Gottes in eine feste Weltordnung eingebaut war, erscheint mit zunehmender Modernisierung als Ergebnis historischen Wandels und was einst als fester Begriff allen klar und definiert erschien, wird nun fundamental infrage gestellt.

Jedenfalls entsteht spätestens in der frühen Neuzeit eine Grund-Skepsis gegen tradierte Deutungsmuster und damit verbunden das unheimliche Gefühl, dass alles – eben auch unser Verständnis der Welt – im Flusse sei.

Und diese Wahrnehmung von Fluktuanz bezieht sich bald auch auf die Sprache.

Schon seit dem frühen 18. Jahrhundert wird auch das sprachliche Gebäude an Begriffen und Gesetzen, auf dem wir unsere Welt bauen, immer mehr als in sich brüchig, vor allem jedoch als sich selbst stetig wandelnd wahrgenommen.

Diese Skepsis verdichtet sich in der Romantik.

Gerade in dieser Epoche betonen Künstler und Philosophen immer eindeutiger, dass den ehern-sicheren Gesetzen der aufgeklärten Vernunft die Ungenauigkeiten und Unvorhersagbarkeiten der menschlichen Seele, aber auch der sichtbaren und unsichtbaren Welt entgegen stehen.

Und auch hier spielt das Wasser eine entscheidende Rolle.

Genauso wie sich in der Malerei ein zunehmendes Interesse für Nebel, Dunst und Un-Klarheit entwickelt, verfolgen auch die Literatur und die Philosophie mehr und mehr fluide Konzepte.

Einig ist man sich dabei ganz und gar nicht.

Ob Fluktanz, das Fließen aller Erscheinungen und Phänomene, nun zu begrüßen oder zu vermeiden ist – darüber streiten sich die Künstler und Kunsttheoretiker heftig.

In den Diskursen zur Plastik zum Beispiel wird Flüssigkeit eher als Problem und GegenBild denn als Qualität und Gewinn verstanden.

Johan Georg Sulzer z.B. legt in seiner „Allgemeinen Theorie der Schönen Künste“ von 1792 geradezu dogmatisch fest:

„Es ist ein Zeichen eines schwachen Genies, oder eines verdorbenen Geschmacks, wenn man in Werken der Kunst alles fließend verlangt; ... Vielmehr ist das Fließende gar oft ein Fehler.“

Diese apodiktische Formulierung verrät in ihrem Abwehr-Charakter Einiges an Verunsicherung.

1792 ist die Eindeutigkeit der aufklärerischen Begriffswelt eben gar nicht mehr selbstverständlich, findet sich gerade im Bereich der Künste eine Vielzahl von Versuchen, das Dunkle, Unheimliche, den tiefen Urgrund der Seele – den fundus animae – wieder mehr zur Geltung und zur Sprache zu bringen.

Und konsequenterweise tauchen denn auch bei den Malern immer mehr Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten auf, immer mehr Nebel, Dunst und Rätselhaftigkeiten – bei Turner und Runge, bei Caspar David Friedrich und Johann Heinrich Füssli.

Dagegen wendet sich Sulzer, dagegen verteidigt er seine aufklärerische Position.

Ganz im Sinne dieser Position fühlt er sich vom Ungenauen und vom Vagen der Fließ-Metaphorik beunruhigt – ihm ist das durchaus verdächtig.

Und das ist auch kein Wunder.

Wenn sich die Anstrengung der Aufklärer ja gerade darauf richtet, die Welt in den Griff zu bekommen, sie mit kalkulierbaren Effekten menschlichem Handeln zu unterwerfen – dann gerät alles Flüssige leicht unter Verdacht – zumal, wenn es auch noch nach eigenem Willen fließen soll.

In dem „omnia sponte fluant“ des Comenius war ja neben der utopischen Hoffnung auch ein Stück Demut enthalten:

dass sich auch die Menschen dem Fluss des göttlichen Willens anzuvertrauen hätten.

Diese Demut ist der Aufklärung fremd, sie erscheint vielmehr verdächtig als Fatalismus und als Verzicht auf Handlungsmöglichkeiten.

Da ist das Fließende dann gar oft ein Fehler!

Wer es sich – zumal nach dem Erdbeben von Lissabon – aufs Papier geschrieben hat, die Natur zu bändigen, die Sümpfe trockenzulegen, die Fluten zu zähmen – dem muss die Losung „omnia sponte fluant“ einigermaßen altertümlich, ja: reaktionär erscheinen.

Aber dieses Argument gilt auch umgekehrt:

Wer sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts dem Pathos der Natur-Beherrschung zu entziehen versucht, wer – wie zum Beispiel Rousseau – der Natur wieder zu ihrem Recht verhelfen will – der wird sich wieder eher auf die Seite des Flüssigen stellen.

Dies gilt für die Erkenntnistheorie, dies gilt auch und vor allem für die ästhetische Theorie.

Da geraten die von der Aufklärung geprägten Positionen mehr und mehr in Zweifel. Mehr und mehr wird auch und gerade in der Ästhetik dem „Fließenden“ zusätzliche Aufmerksamkeit zugewandt:

das Werden wird gegen das Sein ausgespielt, die Weichheit des fließenden Wassers wird der Härte des steinernen Denkmals gegenüber gestellt.

In seinem west-östlichen Divan von 1819 stellt Goethe in einem Gedicht „Lied und Gebilde“ gegeneinander – kontrastiert also die fließend musikalische Kunst des Liedes mit den statischen, starren Werken der Bildhauerei.

Goethe nimmt da deutlich Partei:

gegen den statischen Charakter der Plastik und für die fließenden Potenzen des Dichtens.

Das Gedicht lautet so:

Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken.

Aber uns ist wonnereich
In den Euphrat greifen
Und im flüss'gen Element
Hin und wieder schweifen

Löscht ich so der Seele Brand
Lied es wird erschallen
Schöpft des Dichters reine Hand
Wasser wird sich ballen.

Die festen Gestalten überlässt Goethe also den Griechen, ihn selbst zieht es zum flüssigen Element, in dem will er hin und wieder schweifen.

Daraus wird das Lied entstehen;
und der Dichter schließlich wird mit seiner Sprachkraft auch diesem Flüssigen wiederum eine Gestalt geben:
Wasser wird sich ballen.

Das ist nicht ohne Raffinesse.

Goethe schließt sich – einerseits – der Kritik am definatorisch-Starren des Klassizismus an: Dem Ton per Hand die Gestalt geben, also mit Ton modellieren, das mag der Grieche, also der Klassizismus tun, seine – Goethes – Sache ist es nicht.

Stattdessen schlägt er sich auf die Seite der romantischen Fluktuanz:
wonnereich will er im flüssigen Element schweifen.

Am Ende aber findet er dann doch noch eine Synthese:
es ist ausgerechnet die Dichtkunst, die schließlich auch dem flüssigen Wasser wieder eine neue Form gibt:
das Wasser wird geballt.

Das „geballte Wasser“ – Goethe entnimmt das Bild einer indischen Legende – bleibt flüssig, findet aber dennoch zu einer Form.

Das Grund-Paradox von Sein und Werden, von Bestehen und Fließen, von Gleichförmigkeit und Veränderung wird hier in einer Denkfigur verschmolzen:
Wasser wird sich ballen.

Die Frage, die Goethe hier behandelt, thematisiert ein zentrales Problem nicht nur der Ästhetik sondern auch der Erkenntnis- und Sprachtheorie des 19. Jahrhunderts:

Gerade angesichts der voranschreitenden exakt-naturwissenschaftlichen Welterklärungsmuster betonen die Philosophen immer mehr, dass wir uns in allen menschlichen Dingen auf wankendem Boden bewegen – sogar in der Sprache: auch sie gerät in den Sog einer Verunsicherung, die schließlich auch die Festigkeit der begrifflich-genauen Benennungen infrage stellt.

Das ist beunruhigend, und diese Beunruhigung schlägt sich – in durchaus unterschiedlicher Weise – bei Kant, Hamann und Herder nieder, findet sich dann aber in radikaler Ausformulierung am Ende des 19. Jahrhunderts bei Friedrich Nietzsche.

In seiner Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ von 1872 behandelt er ausführlich die Frage, ob und wie wir durch die Mittel der Sprache zu festen Wahrheiten finden können.

Nietzsche ist da sehr, sehr skeptisch.

„Was ist Wahrheit?

Ein bewegliches Heer von Metaphern, ... die übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken:

die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind.“

Was wir für Wahrheit halten, ist also letztlich nichts anderes als starr gewordene Illusion: das bewegliche Heer von Metaphern positioniert sich fließend immer wieder neu, erstarrt in immer wieder neuen Figuren, um sich erneut aufzulösen – und das nennen wir dann Wahrheit.

Nietzsche ist weit entfernt davon, diese Fluktuanz menschlicher Weltbewältigung zu beklagen – im Gegenteil.

„Man darf hier – so Nietzsche – den Menschen wohl bewundern als ein gewaltiges Baugenie, dem auf beweglichen Fundamenten und gleichsam auf fließendem Wasser das Aufthürmen eines unendlich complicirten Begriffsdomes gelingt; freilich, um auf solchen Fundamenten Halt zu finden, muss es ein Bau, wie aus Spinnfäden sein, so zart, um von der Welle mit fortgetragen, so fest, um nicht von dem Winde auseinander geblasen zu werden.“

Auf dem Fließenden also bauen wir unser Leben auf, und das geht nur mit Konstruktionen, die von höchster Stabilität und größter Sensibilität zugleich sind.

Wenn wir uns das:

den flüssigen Charakter der Menschenwelt, vor Augen führen, mögen wir den festen Boden immer wieder schmerzlich entbehren, aber wir erzielen auch große Gewinne:

Wir erhalten einen Blick auf die Wirklichkeiten der Welt und wir gewinnen an Autonomie gegenüber den Zwängen all der erstarrten Denkkordnungen, die uns allzu oft am Leben hindern.

„...wenn ihr das Reale selbst anschaut, da fließt alles ineinander.“

So versuchte einst Friedrich Schleiermacher, der deutlich von der Romantik geprägte Philosoph und Theologe, den fließenden Charakter der Welt und des Lebens zusammenzufassen.

Das war damals, bei Schleiermacher, einigermaßen beunruhigt formuliert, und in der Tat: Dass alles fließt, dass wir uns in unserem individuellen Leben, aber auch in den Gesellschaften und Kulturen immer wieder mit Veränderungen und Verwandlungen, mit herandrängenden Strömen und ausufernden Fluten auseinandersetzen haben – das ängstigt und alarmiert uns.

Ins Fließen wollen wir kommen, und zugleich ist es das Schlimmste, was uns passieren kann

Aber:

Gerade daraus erwachsen uns auch Handlungs- und Freiheitsspielräume.

Dass alles fließt – dieser Satz mag als Formel für unausweichlichen Wandel ängstigend klingen;
zugleich jedoch liefert er uns auch eine Freiheits-Chiffre, die kaum breiter und umfassender sein könnte.

Wenn alles fließt – dann muss ich, dann jedoch kann ich auch in Freiheit handeln.